

In: Urban, Claus/Engelhardt, Joachim (Hrsg.): Vom Sinn und von der Schwierigkeit des Erinnerns. Sechster Kleiner Universitätstag Ahaus. Nachwirkungen Band 7, Schriften des aktuellen forums, VHS Ahaus. Münster: LIT Verlag 2008:166-178

## Katastrophe der Lernunwilligkeit. Erinnerungen an den Fortschritt

Wolf R. Dombrowsky

### **Persönliche Vorbemerkung**

Die Einladung klang vielversprechend: Kleiner Universitätstag des Alexander-Hegius-Gymnasiums und der Volkshochschule Ahaus. Erinnerungen wurden wach: die eigene Schulzeit, das Studium, mehrere lehrende Berufe - so viel *dejä vu* nach so vielen Jahren. Und an was man sich erinnert. An Lern- und Lehrerqual, an Streiche und Ausreden, an die Verderbtheit der Jugend, die die eigene war, die heutige ist und die bereits Aristoteles beklagte. Semper idem?

Rasanter Wandel markiert, dass doch nicht alles gleich bleibt. Drogen spielten in dem verschlafenen Städtchen, in dem ich Abitur machte, keine Rolle, „unsere“ Musik war nicht rund um die Uhr und nicht überall verfügbar. Extasy, Laptop und iPod gab es noch nicht, auch keine Gewalt, die „abzieht“ und keine Regeln kennt.

Wir lasen, beinahe mit Gier, auch aus Trotz und Widerstand. Wer mit einem „Kursbuch“ oder Titeln aus dem „Rotbuch“ - Verlag erwischt wurde, galt als Kommunist. „Geh' doch nach drüben“, lautete die Ausbürgerungsempfehlung Richtung DDR. Regen Bücher heute noch auf, geben sie überhaupt noch Orientierung, Perspektive und Lust auf Welt?

Wie lange habe ich den Lenin zugerechneten Spruch: „Wissen ist Macht!“ nicht mehr gehört und diesen tiefen Glauben von Gewerkschaftlern nicht mehr gespürt, dass Wissen der einzige Weg zu einem besseren Leben sei. Meinem Sohn erscheint dies alles fern und fremd und gestrig. Bildung ist längst nicht mehr der Königsweg zu einer Karriere und „Bildungshunger“ ebenso unbekannt wie realer Hunger. Doch, wonach dürstet

und hungert man heute? Die Lehrenden aller Bildungseinrichtungen mühen sich, zum Lernen zu „motivieren“, als böten sie saure Trauben und bittere Pillen feil und keine Erbschaft, die lohnt und nützt. Nützt sie nicht mehr?

Wer sich mit Katastrophen beschäftigt, antwortet ohne Umschweife. „Wissen“ ist kulturelle Erbschaft, *der* elementare Werkzeugkasten, dessen es am dringlichsten bedarf, wenn die alltäglichen Gewissheiten zusammenbrechen. Wenn Strom, Heizung, Wasser, Müllabfuhr, Verkehr und Telekommunikation ausfallen, schlägt die Stunde der Überlebenskünstler.

Sie wissen sich und anderen zu helfen, sie finden Lösungen, wo andere schon vor kleinen Problemen kapitulieren. Deswegen faszinieren mich Katastrophen. Sie sind keineswegs nur Tod und Leid und Verlust, sie sind auch Momente elementarer Bewährung, äußerster Vitalität, konzentriertesten Wollens. Wer dem Tod entrinnt, weiß nicht nur das Leben, sondern auch jedes „Know-how“ wertzuschätzen, das das Überleben ermöglichte.

### **Erbschaften**

Drei Sinnsprüche bringen dieses „Know-how“ auf den Punkt, sie stehen als Leitmotive voran. Für mich sind sie individuelle Erfahrung und zugleich nur Wiederholung kollektiven Wissens, mithin angetretenes Erbe. Oft hingen sie mir zu den Ohren heraus, weniger wegen ihres Sinns, als vielmehr wegen jener, die sich hinter ihrem erhobenen Zeigefinger so blähten.

1. Was Manschen nicht lernt, lernt Hans nimmer mehr.
2. Not macht erfinderisch.
3. Aus Schaden wird man klug.

Besonders gehasst habe ich natürlich den ersten Spruch. Ich kam mir klein und blöd vor, wenn ich ihn hörte, doch merkte ich vor allem während meiner Ausflüge in die Arbeitswelt, wie existenziell frühes und grundlegendes Lernen ist. (Dass dies auch für die Schule gilt, wollte ich als Schüler nicht anerkennen; heute jedoch merke ich, wenn mir ganze Gedichte oder das Einmaleins dienlich einfallen, dass Hans von Hänschen profitiert.) In den

Schul- und Semesterferien arbeitete ich auf dem Bau, beim Tischler, in Fabriken, Molkereien und bei der Post. Überall findet sich Erfahrungswissen, das in keinem Lehrbuch steht und genau deswegen besser über den Tag bringt. Es sind die Tricks und Kniffe, die Kraft und Fehler ersparen und die einem nur vermittelt werden, wenn man als Kollege, Mensch und Kumpel Anerkennung findet. Ansonsten bleibt man lange, manche sogar für immer ein „Manschen“ und wird, wenn es ganz dumm läuft, deswegen nach Kräften gehänselt.

Die Wissenschaften haben diese Zusammenhänge längst bestätigt. Dies gilt nicht nur für die Arbeits- und Sicherheitswissenschaften, sondern für die gesamte Kognitions- und Sozialisationsforschung. Frühes Lernen „schaltet“ mehr Nervenverbindungen, organisiert Hirn und Körper neurologisch und physiologisch effizienter. Nach gegenwärtiger Erkenntnis liegt das größte Zuwachspotenzial des Menschen vor der Pubertät, danach bereits deutlich geringer bis in die frühen Zwanziger, danach bedarf es zunehmend höheren Aufwands, um den Alternsprozess zu kompensieren. Lange Zeit erwecken Erfahrung und Routine einen gegenteiligen Eindruck, doch gilt selbst für diese subjektive Verzerrung der Sinnspruch: Frühes Lernen ermöglicht mehr Erfahrungen (durch Kombinatorik) und dadurch eine breitere Basis für Routinisierung.

Den zweiten Spruch habe ich geliebt. Ich betrachte ihn durchaus als Lebensmotto. Er ist mit meiner Biografie verwoben, aber gleichwohl allgemein gültig. Wer wie ich in der Nachkriegszeit geboren und ohne Vater in einem Landstrich aufgewachsen ist, der in der ohnehin armen DDR zum Armenhaus gehörte, der weiß, was Not, zugleich aber auch, was deren Überwindung bedeutet. Wir Kinder haben von russischen Lastwagen Braunkohle geklaut, um wenigstens stundenweise heizen zu können, wir haben beim Bauern Küchenabfälle gegen ein Ei oder ein Brot getauscht, Arnika und Lindenblüten für die Apotheke und Wertstoffe für die Wiederverwertung gesammelt. Wir Steppkes machten aus Scheiße Gold und trugen so zum Unterhalt bei. Wir „organisierten“, was fehlte, ohne uns erwischen zu lassen und wir fühlten uns wie die Könige, weil wir als Hänschen in Vielem schon Hans waren und ein ganz eigenes Leben hatten. Wir fühlten uns wie kleine McGuyver, gewiefte Erfinder, die zu improvisieren wussten und immer „fanden“, was zum Erfinden gerade nötig war. Wir

strotzten vor Selbstbewusstsein und Stolz (auch wenn wir ab und an eine Tracht Prügel bekamen) und wir waren felsenfest davon überzeugt, dass uns nichts unterkriegen kann. Sehr viel später stieß ich auf einen wunderbaren Aufsatz von Alfred Sohn-Rethel über das „Ideal des Kaputten“, ein Loblied auf das alltägliche Bastler- und Heimwerkertum, das fühlen lässt, wie dumm bloßes Kaufen macht und wie viel Hohlheit hinter teuren „Marken“ steckt.

Den dritten Spruch habe ich gefürchtet, weil er so brutal konsequent ist. Schäden werden erlitten, es sind reale Verluste, für die man letzten Endes aufkommen muss. Wer diese Konsequenz nicht zu spüren braucht, weil andere dafür einstehen, der hat auch keinen Anreiz klüger zu werden. Vor allem Versicherungen haben dies schnell verstanden und Selbstbehalte eingebaut: Wo Schäden bedenkenlos ersetzt werden, lohnt sich kein Bedacht und keine Sorgfalt. Längst ist daraus kollektive Externalisierung geworden, Abwälzung von Effekten auf Dritte, sei es die Natur, seien es künftige Generationen. Manches mag einen zu Lebzeiten nicht einholen (und dadurch noch bedenkenloser machen), anderes rächt sich immer früher und immer verheerender. Die meisten Katastrophen müssen auf diese Weise verstanden werden, doch werden wir aus ihnen klüger?

### **Vom Lernen und Nichtlernen**

Man denkt unwillkürlich an die Elbeflut von 2002. Da verweigerten Versicherungen Schadenersatz für Heizungsanlagen, wenn diese aus Einsicht auf dem Dachboden installiert werden sollten, statt abermals im Keller. Man ersetze nur Schäden und finanziere keine Neuinstallationen. Gleiches galt für unterirdische Strom- und Telefonverteiler, für Heizöltanks und andere wassergefährdete Infrastruktureinrichtungen. Da baute die Bahn AG die ICE-Trasse nach Dresden exakt dort, wo alles fortgespült worden war, weil, so die Begründung, eine neue Trasse jahrzehntelange (!) Planungs-, Raumordnungs- und Genehmigungsverfahren erforderlich mache. So verhindern überkommene Regelungsverfahren vernünftige Konsequenzen und Lernfortschritt.

Dabei sind Lernen und Fortschritt in unserem Kulturkreis untrennbar verbunden. Francis Bacon forderte ein Wissen, das Früchte tragen müsse,

um die Lebensbedingungen zu verbessern und umzugestalten (vgl. Far-  
rington 1951:3; Crowther 1960). Er brachte damit die politische Program-  
matik des revolutionären Bürgertums auf den Begriff: Nur durch Wissen  
und produktive Arbeit lasse sich das Wohl aller Menschen erreichen, während  
Unwissenheit von Ursachen zur Erfolglosigkeit im Handeln führe (Bacon  
1963:144).

Selbstverständlich gibt es auch Schäden, aus denen nicht nur die un-  
mittelbar Betroffenen klug werden, sondern die ganze Menschheit - zu-  
mindest, bis alles im Dunkel des Vergessens versinkt. Das Erdbeben von  
Lissabon am 1. November 1775, das eigentlich ein Tsunami war, gehört zu  
diesen Lernschlägen, die inzwischen Gedenktage brauchen, um nicht  
vergessen zu werden. Im Kern kreiste alles Lernen um die Frage, ob sich  
Gottes Wille und Wirken gegenüber einer sündigen Welt strafend offenbart,  
oder ob eine Naturkraft gewirkt hatte, die sich beobachten, berechnen und  
beeinflussen ließ.

Zum Entsetzen von Adel und Klerus sah Marquis de Pombal (1699-  
1782), Erster Minister des Königs, die Ursache der Schäden in den Fehlern  
des Bauens und Siedeins, in mangelhafter Organisation, im administrativen  
Schlendrian, im Fehlen von helfenden Ressourcen und dies in der falschen  
Verwendung von Reichtum. Nur Stand und Amt bewahrten ihn vor der  
Inquisition, die, darin wie immer hellwach, die Katastrophe nicht als  
Versagen der Verantwortlichen sah, sondern als Gefahr für ihre Macht.  
Pombal dagegen wollte Probleme lösen, nicht die Problematisie-  
renden verbrennen. Deshalb überzeugte er den König, Lissabon nicht so wieder  
aufzubauen, wie es vor dem Beben war, sondern wie es seinen  
Einsichten gemäß „sicher“ wäre.

### **Die Suche nach Kausalität**

Die Aufklärung, allen voran Voltaire, Kant und Lessing, später auch Goethe,  
reflektierte Pombals Handeln als weltanschaulichen Perspektivöven-  
wechsel. Gott war, wenn überhaupt, nur noch eine Ursache unter vielen;  
der Mensch bestimmt sein Schicksal selbst, auch wenn er dadurch scheitert.  
Wo früher Gottes Wille geschah und vom Klerus offenbart und gedeutet  
wurde, musste nun menschlicher Wille beögrünödet und geögen-

über anderem Willen gerechtfertigt und durchgesetzt werden. Und wo früher an göttliche Allmacht und Allwisösenheit geglaubt wurde, musste nun der Beweis angetreten werden, die Welt nach eigenen Einsichten und Maßgaben hervorbringen zu können.

Wer die Auseinandersetzungen der damaligen Protagonisten aus Kle-  
rus, Adel und Bürgertum verfolgt, dem wird sofort einsichtig, warum  
Fehlschläge, katastrophale zumal, für die frühbürgerliche Weltanschau-  
ung in ein Dilemma mündeten. Sofern der Mensch Schöpfer seiner Ver-  
hältnisse sein wollte, musste er das Schöpfen wagen, auch wenn er es noch  
nicht konnte. Dort, wo er erfolgreich wagte, bewies der Erfolg die Rich-  
tigkeit seiner Weltanschauung und damit die Überlegenheit über die alten  
Klassen, die als unproduktiv und schmarotzend gebrandmarkt wurden.  
Doch wehe, er scheiterte. Dann bewies jeder Misserfolg das Gegen-  
teil: die Lebensbedingungen nicht zu durchschauen und nicht zu beherr-  
sehen, folglich Gott zu lästern und deswegen bestraft werden zu müssen.  
Kein Wunder also, dass „Katastrophe“ zum Unwort des aufstrebenden  
Bürgertums avancierte, das im Theater, nicht aber auf den Wegen zum Er-  
folg seinen Platz haben durfte. Umgekehrt wird dann verständlich, warum  
Goebbels „Katastrophe“ verbot und in der Sowjetunion keine Katastro-  
phen passieren durften: Weder die Herrenrasse noch der neue Sowjet-  
mensch scheitern.

Der amerikaniösche Soöziologe L.J. Carr hat dieses Dilemma schon  
1932 als Verdrängungsmechanismus beschrieben: Wenn die Deiche der  
Sturmflut trotzen, so Carr sinngemäß, dann loben wir die Ingenieurskunst.  
Halten jedoch die Deiche der Herausforderung der Naturkräfte nicht  
stand, so ziehen wir nicht die Deichbauer zur Verantwortung oder beklagen  
unsere generelle Unkenntnis, sondern wir verklären den Vorgang zur  
Naturkatastroöphe, die angeblich unvorhersehbar über uns hereinöbrach.

## **Ursache und Schuld**

Die meisten Formulierungen über Katastrophen erweisen sich auf diese  
oder eine andere Weise als logischer Unsinn mit psychologischem Sinn.  
Eigentlich dürfte heute niemand mehr sagen, dass eine Stadt von einem  
Erdbeben (oder einem Tornado, oder welcher Naturkraft auch immer) zer-

stört wurde. Längst ist belegt, was Voltaire, Kant und Goethe anhand des Erdbebens von Lissabon argwöhnten: Der menschliche Umgang mit einer bekannten und absehbaren Gefahr war inadäquat. Oder, in den Worten Carrs, die kulturellen Vorkehrungen versagten gegenüber den Herausforderungen der Umwelt. Drückte man den Sachzusammenhang auf diese Weise aus, wären Konsequenzen unausweichlich, rekuriert man dagegen auf die Übermacht der Natur, so lässt sich eben nichts machen. Im psychologischen Sinne bewirkt diese Art verdrängende Verschiebung eine recht angenehme Entlastung.

Natürlich trägt die Entlastung nicht dauerhaft. „Katastrophe“ als Umschreibung für grundlegendes Scheitern erzwingt kausale Erklärung. Ohne Einsicht in die Gründe des Scheiterns bliebe auch das Nicht-Scheitern Zufall oder Fügung, unerklärlich und unberechenbar, jenseits von Wollen und Entscheiden. So gesehen bringen auch Irrtümer voran, zwingt das Scheitern, sofern es überlebt wird, zur Korrektur. Katastrophen erweisen sich damit als „Real-Falsifikationen“, als empirische Widerlegungen unserer Tests auf Wirklichkeit. Insofern trägt die Katastrophenforschung nicht nur zum zukünftigen Vermeiden von Scheitern bei, sondern auch zu einer rationaleren Sicht menschlicher Handlungsbedingungen.

Von einem solchen Verständnis aus gewinnen Katastrophen eine positive Indikatorfunktion: Zum einen geben Katastrophen über die Ursachen des Scheiterns Aufschluss und damit über die Ansatzhöhe menschlicher Einsichtswilligkeit und -fähigkeit. Zum anderen geben Katastrophen als Real-Falsifikationen schlagende Hinweise auf all jene Probleme, für die eine rationale, planvolle Lösung gefehlt hat. So gesehen sind Katastrophen die ungeplanten und ungewollten Ergebnisse anthropogener oder anthropogen beeinflusster Prozesse, die noch nicht hinreichend unter Kontrolle waren. Katastrophen sind somit, jenseits von allem Leid und aller materiellen Schädigung, eben auch Hinweise auf Lösungsmängel. Sie sind irrationale Notausgänge, Überdruckventile gleichsam, für nicht bearbeiteten Problemstau.

Im Umkehrschluss lässt sich daraus die Größe des Lösungsbedarfs und die Armseligkeit unserer Lösungsfähigkeiten erkennen: Was müssten wir alles planvoll und rational regeln, wollten wir Katastrophen tatsächlich vermeiden? Was alles müssten wir ändern, wollten wir das Desaströse

überwinden? Und wäre es die Anstrengungen wert? Kostete nicht unter Umständen die Vermeidung von Katastrophen mehr Mühe und Last als die Katastrophe selbst?

### **Katastrophe als reale Widerlegung**

Carr hatte auch diesen Zusammenhang gesehen und ihn „modern“ als ökonomisches Kalkül zu Bedenken gegeben. Für ihn stellten Katastrophen nichts anderes dar als die Schäden selbst. Für ihn gab es keine Differenz zwischen Ereignis und Ergebnis, also zwischen „Katastrophe“ und einem von ihr „bewirkten“ Schaden, sondern nur eine Differenz zwischen Zumutung und Zurechnung: Wie viel Schaden lassen wir uns zumuten, bis wir ihn so zurechnen, dass etwas zu seiner Vermeidung getan werden muss? Man kann auch umgekehrt fragen: Welcher Art müssen Schäden sein, damit sich ihr Vermeiden vermeiden lässt? So gefragt, erweist sich die Metapher von der „Naturkatastrophe“ nicht nur als Ideologie, sondern als nützliche Abwälzungsstrategie. Was die Natur „zumutet“, lässt sich nicht vermeiden.

Wollte man es vermeiden, musste man, mit Carr und Pombal gemeinsam, nach den wirklichen Bedingungen unseres Handelns fragen und sich in uneingeschränkter Verantwortung seinem eigenen Handeln und Unterlassen stellen. Das aber erforderte Einsichten, um die wir uns noch immer drücken. So musste Dietrich Dörner, Psychologe an der Universität Bamberg, seine Simulationen über politisch administratives Entscheiden abrechnen, weil die Politiker, die daran teilnahmen, durchgängig die fiktiven Gemeinwesen „Tanaland“ und „Lohausen“, ein Entwicklungsland in Afrika (mit den Stämmen der „Dagu“ und „Moro“) und eine Kommune in Deutschland, schon nach wenigen Handlungszügen ruinierten. Eine solche Blamage wollte niemand öffentlich werden lassen. Wie aber lösen wir das keineswegs auf Politiker beschränkte Dilemma, dass hoch komplexe und komplizierte Zusammenhänge weder unilinear noch unikausal verarbeitet werden können? Und wenn dies schon unter „Normalbedingungen“ nicht aus dem Stand gelingt, wie sollen dann erst Situationen bewältigt werden, in denen alles drunter und drüber geht?

Pombal und Carr sahen das „Drunter und Drüber“ als *folgerichtiges*



Ergebnis eines zu kurz greifenden Entscheidens und Handelns, Dörner nannte es die ‚Logik des Misslingens‘, dem Volksmund war es seit langem geläufig: „Bei allem, was du tust, bedenke stets das Ende!“ Carr sah darin keinen moralischen, sondern einen erkenntnistheoretischen Imperativ: Denkt man nicht vom Ende her, wird Scheitern zunehmend wahrscheinlicher, weil zu viele Mittel, die zum Erreichen der Ziele nötig sind, „unterwegs“ verzehrt werden, - von Störungen und Widrigkeiten, die man nicht hinreichend bedacht hatte. Spätestens dann muss man auf fremden Konten buchen, also die Kausalität verkehren, um nicht als unbedachter Versager zu erscheinen.

Insofern war Carr dann doch Moralist, weil er ein verantwortliches Einstehen für die eigenen Fehler einforderte. Er sah Katastrophen ausschließlich als das Versagen der eigenen „kulturellen Artefakte“ (vom konkreten Schiff bis zur wissenschaftlich-technischen Zivilisation allgemein) und somit Scheitern immer als Ergebnis fehlerhaft kalkulierter Ziel-Mittel-Bestimmung im Umgang mit Natur.

Auch diese Einsicht ist nicht wirklich neu, doch wird Kalkulierbarkeit nicht einfacher, sondern schwieriger. Alles menschliche Leben und Überleben ist abhängig von der richtigen „Passung“ unserer kulturellen Artefakte mit den Systembedingungen unseres blauen Planeten. Die Simulationen der Klimawirkungsforschung schlugen sich von Anbeginn mit dem Problem herum, wie man Aussagen über die „richtige Passung“, z. B. über den global verkraftbaren Energieverbrauch machen kann, wenn man die Anfangsbedingungen unseres Klimasystems nicht genau kennt und die realen Verlaufsbedingungen tagtäglich verändert. Das ist nicht mehr das klassische Experiment im klassischen Labor, nicht mehr die Reduktion der Wirklichkeit auf eindeutige Wirkkräfte hier und vernachlässigbare Randbedingungen dort. Längst lassen die Zauberlehrlinge ihre Besen in der Wirklichkeit tanzen, ist die Wirklichkeit selbst zum Labor geworden, ohne dass die Abertausende täglicher Veränderungen protokolliert werden oder sich ihr Scheitern ungeschehen machen ließe. Erst langsam etabliert sich eine systematische Erdbeobachtung, die mit den Laborprotokollen der frühbürgerlichen Wissenschaft vergleichbar wäre. Um unsere fortwährend veränderten Existenzbedingungen dennoch halbwegs verstehen zu können, müssen wir das bislang als erkannt Geglachte so lange Probe

laufen lassen, bis sich die Ergebnisse der dynamischen Simulationen mit der empirischen Geschichte annähernd in Deckung bringen lassen. Dabei stochem wir mehr denn je im Nebel. Die mangelnde Deckung zwischen Simulation und verfügbarer Datenlage zeigt, dass weitere Zusammenhänge einbezogen (z. B. Wolken, Gletscher, Polbedeckung) und hinreichende Daten darüber erst noch erhoben werden müssen. Das aber erweist sich als unmöglich, weil sie zum einen historisch fehlen und zum anderen jeden Tag durch unsere Interventionen, deren Wirkung wir aufklären wollen, schon wieder verändert werden (wie z. B. Gletscher- und Polabschmelzung). Die Wahrscheinlichkeit, im Heuhaufen des Kombinierbaren die Stecknadel der passenden Kombination zu finden, ist zwar ungleich höher als die Wahrscheinlichkeit, dass ein Schreibmaschine schreibender Schimpanse irgendwann ein Shakespeari'sches Sonett zurechtippt, aber trotzdem nicht grundlegend anders. Wir brauchen, um im Bild zu bleiben, neben Schreibmaschine und Alphabet auch eine Grammatik und eine Semantik (und noch nötiger wohl eine Ästhetik). Genau daran tippen wir herum, während wir immer weiter in den Makro- und Mikrokosmos vorzudringen versuchen, allerdings mit dem Unterschied, dass wir dabei noch eine geeignete „Schreibmaschine“ und ein „Alphabet“ mit erfinden müssen.

### **Wissen schaffen und Wissenschaft**

Dem lag von je die Hoffnung zugrunde, sowohl die Bedingungen von Handeln und Entscheiden als auch der äußeren Welt „in den Griff zu bekommen. Jede Hoffnung paarte sich dazu mit Vorstellungen von „Ordnung“. Ordnung war und ist ein Synonym für Regelmäßigkeit - ob sie der Mensch offenbart bekommt, ob er sie erfühlt oder erträumt, oder ob er sie wissenschaftlich erforscht. Ohne Regelmäßigkeiten wäre die Welt unerkennbar und Handeln unmöglich. Deshalb wohl erfassen alle Lebewesen Zustandsänderungen am schnellsten. Für Katastrophen gilt dies in besonderem Maße. Sie stellen die Welt innerhalb von Sekunden auf den Kopf und jede Art „Weltanschauung“ vor die größten Probleme: Wie „erklärt“ sie derartige, von niemandem gewollte ZustandsVeränderungen? Im klassisch mittelalterlichen Denken war sie in eins Strafe und Drohung Gottes

und erheischte Buße, Reue und ein tugendhaftes Leben. Andere Offenbarungssysteme opferten stattdessen ihre Propheten oder wechselten gleich die Gottheit, oder schickten Sündenböcke in die Wüste. So setzten sich Systeme durch, die Erklärungsnotstände am besten zu vermeiden wussten.

Das Wissenschaftssystem ist darin am raffiniertesten, weil es ihm gelang, Erfolge als originäre Leistung auszugeben und Misserfolge, wie Carr aufzeigte, auf fremden Konten zu buchen. Bis heute sprechen Ingenieure und Naturwissenschaftler bevorzugt von „Natur“-Katastrophen, als hätten Katastrophe und Natur etwas miteinander zu tun. Dabei war der Satz: „Ein Erdbeben zerstörte San Franzisko“ schon 1906 von Grund auf falsch. Die San Francisco Times rückte unmittelbar nach dem Beben die Tatsachen zurecht. 80 Prozent aller Zerstörungen entstanden durch Sekundärschäden, insbesondere Feuersbrünste. Fehlende Sperrventile, offene Gasleitungen und eine miserable Bauweise (Holzhäuser ohne Brandschutzwände, Gründung auf Sand) waren der eigentliche Grund für die Zerstörung der Stadt.

Doch warum wird auch im 21. Jahrhundert noch immer von Naturkatastrophe geschwätzt und eine Kausalität unterstellt, die schon Pombal und Carr vehement ablehnten? Die Antwort steht längst im Raum, es fehlt nur ein wenig Licht...

Am meisten fehlt es, wenn „Scheitern“ wissenschaftlich erklärt werden müsste. Darf man im Kontext eines wissenschaftlichen Weltbildes von Unglück sprechen, von Desaster (des astro = Unstern) oder Katastrophe? Wäre dann „Gelingen“ Ergebnis von Glück, guten Sternen oder göttlichem Geschick? Nach Sir Karl Poppers „Fallibilismus“ erwiesen sich Theorien über die Wirklichkeit als falsch, wenn sie widerlegt werden können. Verbindet man dieses Prinzip mit Carrs Auffassung von Katastrophe als dem Versagen der kulturellen Artefakte gegenüber ihrer Zweckbestimmung, so ergibt sich ein unbehaglicher Schluss. Dann wären Katastrophen die reale, empirische Widerlegung unseres praktischen Handelns und unserer Ansichten über die Welt, also eine Real-Falsifikation und keineswegs ein besonders großer Un-Fall jenseits und außerhalb unseres sonstigen Handelns und Funktionierens.

Was waren unter einer solchen Blickrichtung „Katrina“, „Rita“ oder „Lissabon“? Nichts anderes als massive Widerlegungen von Ansichten,

Entscheidungen und Handlungen, mithin folgerichtige Resultate aus maroden Deichen, riskanter Besiedelung, mangelhaften Baustrukturen, unsicherer Elektrizitätsversorgung, schlechter Kanalisation, brüchiger Infrastruktur, fehlender Hilfe, massenhafter Armut und Analphabetismus. Welcher Faktor über welche Zeiträume mit welcher Wirkkraft zur „Sollbruchstelle“ des Konglomerats „Mississippidelta“ und Golfregion werden konnte, ist Puzzle richtigen Kombinierens aus der Kombinatorik aller möglichen Faktoren.

Ob diese Kombinatorik insgesamt und die konkrete Kombination vor Ort (einschließlich der administrativen und politischen Entscheidungen bei der Schadensbewältigung) tatsächlich aufgeklärt werden, ist fraglich. Zumeist besteht an solchen erhellenden, systematischen Aufklärungen kein wirkliches Interesse. (Die wenigen kritischen Berichte verschwinden häufig in unzugänglichen Schubladen.) Warum auch? Hätten nicht alle Beteiligten ihre Falsifizierung zu fürchten und die Konsequenzen, die sich daraus ergeben? Stattdessen wird mit viel Pathos für einen schnellen Wiederaufbau mobilisiert, nach dem Motto: Wer handelt, denkt nicht.

Im Elbegebiet fand ein solcher schneller Wiederaufbau statt. Mit der Entscheidung, die alten Heizungen in den Keller, die Öltanks und Telefonverteiler unter die Erde und Straßen wie Bahntrassen in den Unterspülungsbereich zu legen, ist der Weg in die nächste Katastrophe zielsicher programmiert. Wann sie eintritt, ist ungewiss, doch hatte der Eintritt von Natur ins menschliche Leben immer nur ein einziges Mal etwas mit Katastrophe zu tun - beim ersten Schritt ins Ungewisse. Danach ist man nicht mehr im Zustand unschuldiger Dummheit, sondern Erbe einer 250-jährigen Geschichte. Dass ausgerechnet Wissenschaft, als erklärte Gralshüterin dieser Geschichte, immer noch versucht, Scheitern wie einen Untoten in „Un“-Reiche (von Unfall und Unglück) zu verbannen, statt als Realfalsifikationen ihrer angewandten Ergebnisse zu begreifen und als Prüfkriterium für ihre Richtigkeit zu nutzen, lässt Schlimmes fürchten. Entweder ist man auf dem Wege zu Uneinsichtigkeit oder erschreckend entfernt von einem angemessenen wissenschaftlichen Sonett.

## Literatur

Bacon, Francis: *Philosophia Secunda, sive Scientia Activa* (Die neue Philosophie oder Aktive Wissenschaft), in: *Instauratio magna 1620*. Nachdruck in: *The Works of Francis Bacon*. Bd. I (Stuttgart, 1963).

Carr, Lowell Juilliard: Disaster and the Sequence-Pattern Concept of Social Change, *American Journal of Sociology* 38 (1932). S. 207-218.

Crowther, J. G.: *Francis Bacon. The First Statesman of Science* (London, Cresset, 1960).

Dörner, Dietrich, Heinz W. Kreuzig, Franz Reither, Thea Stäudel, Hg.: *Lohausen - Vom Umgang mit Unbestimmtheit und Komplexität* (Bern, Huber, 1983).

Dörner, Dietrich: *Die Logik des Mißlingens. Strategisches Denken in komplexen Situationen* (Reinbeck bei Hamburg, Rowohlt, 1989).

Farrington, B.: *Francis Bacon - Philosopher of Industrial Science* (London, Henry Schuman, 1951), (New York, 1949).

**Vom Sinn und von der  
Schwierigkeit des Erinnern\***

Sechster Kleiner Uni\ersitatstag Ahaus

Claus Urban,  
Joachim Engelhardt (Hg.)